

Schiffe, die sich nachts begegnen

Autor(en): **Johnstone, David / Brenner, Heinz**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle**

Band (Jahr): **33 (1965)**

Heft 4

PDF erstellt am: **28.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-568271>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Schiffe, die sich nachts begegnen

Erzählung von DAVID JOHNSTONE

Sind Sie schon mal öfters und an verschiedenen Orten mit demselben Menschen zusammengetroffen, ohne dass Sie hinter seinen Namen gekommen sind? Von einem solchen Erlebnis will ich Ihnen erzählen.

In den letzten drei Jahren bin ich diesem meinem geheimnisvollen Ritter mindestens sechsmal begegnet. Das erste Mal war's, ich erinnere mich noch genau, zu Ostern in einer Kirche; der Raum war voller Primeln und Narzissen. Er sass mir gegenüber auf der anderen Seite des Kirchenschiffes, und ich entdeckte zu meinem Kummer, dass er weinte. Auf eine stille, nicht haltlose Art. Ich war ganz bestürzt, da man mir beigebracht hatte, dass Männer öffentlich nicht zu weinen haben.

Nach dem Gottesdienst drängte ich mich durch die Gläubigen, die an der Kirchentür dem Pfarrer ein gutes Fest wünschten, und ich fing ihn ab, als er sich noch zwischen den Kirchenstühlen durchwand. «Entschuldigen Sie bitte», sagte ich, «aber fühlen Sie sich nicht wohl?» Er starrte mich an, als ob ich verrückt sei. Dann entspannten sich seine Züge, und ein Lächeln ging über sein Gesicht. «Doch, doch! Vielen Dank!»

Ich entschuldigte mich wegen der seltsamen Frage und gestand ihm, dass mir seine Tränen während des Gottesdienstes aufgefallen waren. Da lachte er laut auf. «Ist das alles? Ich weine immer in der Kirche. Es tut mir leid, wenn Sie das gestört hat.»

Ich wollte ihn nach dem Namen fragen, aber da riefen ihn schon seine Verwandten, und er lief fort. Ich hatte gerade noch mitbekommen, dass er bei seiner Grossmutter in Ferien war. Seitdem habe ich dieses Gesicht nicht mehr vergessen können; es war das eines Engels, voller Unschuld! Er wird wohl damals etwa neunzehn Jahre gewesen sein.

Ungefähr ein halbes Jahr später bin ich ihm wieder begegnet. Es war bei Gelegenheit eines «Anti-Atombomben-Sitzstreiks» auf dem Trafalgar-Square. Ich war mit einigen meiner Studenten vom College zusammen. Obwohl ich den Zweck solcher Märsche und Protestversammlungen ernsthaft bezweifelte, hatten meine jungen Freunde mich am Ende doch überredet, ihre Reihen aufzufüllen. Wie ich da so auf den kalten Steinen sass, begann ich mich langsam zu bedauern, und ich fühlte den heissen Wunsch, wieder gemütlich in meiner Wohnung am elektrischen Heizofen zu sitzen und ein gutes Buch auf den Knien zu haben. Während ich mich krampfhaft bemühte, meinen Freunden nicht zu zeigen, wie sehr mich das alles langweilte, schweifete mein Blick über die Menge. Und da sah ich ihn wieder!

Er sass da mit straff aufgerichtetem Oberkörper, die Arme hatte er um die Beine geschlungen, und in verzückter Aufmerksamkeit starrte er auf den Redner. Es gelang mir, fast kriechend mich in seine Nähe zu drängen und zu flüstern: «Hallo!»

«Ruhe!» zischte er, ohne den Kopf zu drehen. Ich fühlte mich verletzt, und das Lachen der Begrüssung fror auf meinen Lippen. Ich setzte mich hinter ihn und wartete ärgerlich darauf, dass der Narr auf dem Podium mit seinem Schreien und den Armverrenkungen aufhörte. Mir wurde die Situation immer unbehaglicher.

Endlich drehte er sich um und sagte so ganz nebenbei: «Aha, Sie sind's. Was tun Sie denn hier?» «Ich wollte eine gute Sache unterstützen. Und Sie?» — «Ich bin hier, um Jerry reden zu hören. Ehrlich, ist er nicht hinreissend?»

«Hinreissend» war nicht das Wort, das ich gebraucht hätte, um dieses bärtige Wundertier zu beschreiben, das gerade unter lautem Beifall und einigen Buhrufen vom Podest hinunterkletterte.

In meinem Gesicht musste das Erstaunen gestanden haben, denn der junge Mann lachte wieder. «Ich sehe, ich habe Sie jetzt vor den Kopf gestossen, aber ehrlich gesagt, das lässt mich kalt, denn für mein Leben gern stosse ich die Leute vor den Kopf. Ich sage brennend gern Dinge, auf die niemand gefasst ist.»

«Warum das denn?» fragte ich ihn und tat gleichgültig. Er zuckte nur mit den schmalen Schultern. «Ich denke, dann wirke ich interessanter, anders als die andern, verstehen Sie. Ich finde es himmlisch, anders als der Durchschnittsbürger zu sein.» Seine blauen Augen funkelten boshaft, und er stülpte wie ein Kind die vollen, fast negerhaften Lippen vor. Einen Augenblick lang hatte ich das Gefühl, ich müsse ihn in die Arme nehmen, aber ich kämpfte gegen die Versuchung an. Der Augenblick ging vorüber, und ich stiess einen tiefen Seufzer aus. Als ich mich weiter mit ihm unterhalten wollte, kamen ausgerechnet meine Freunde auf mich zugerannt und forderten mich auf, mit ihnen eine Tasse Kaffee zu trinken.

Nach dieser Begegnung sahen wir zwei uns noch verschiedene Male unter den merkwürdigsten Umständen. Einmal tauchte er in einem Zug auf, der nach Monte Carlo fuhr. Er hatte den Arm um einen jungen Franzosen gelegt. Ein andermal sah ich ihn im Herbst an der Oper. Er stieg in einen riesigen Bus, während ich fröstelnd im Regen stand. Durch das beschlagene Glas des Fensters lächelte er mir zu. Der ältere Mann neben ihm starrte mich über seine Schulter an.

Jedesmal, wenn wir uns trafen, unterhielten wir uns wie alte Freunde, doch wusste ich immer noch nicht seinen Namen. Er liess in unseren Gesprächen jede Hemmung fallen, er machte Andeutungen, die mich erschreckten. Er sprach frei von der Leber weg, ohne meine Gefühle zu schonen.

Im April traf ich ihn auf einer grossen Party, die Terry Lloyd anlässlich des grossen Erfolges seiner letzten Komödie «Allein auf der Hochzeitsreise» veranstaltete. Er stand weit weg von mir auf der anderen Seite des Raumes und flirtete mit Terry. In einem orangegelben Sweater und hautengen Jeans lehnte er anmutig an der Bar. Sein Haar war blond, aber offensichtlich gefärbt. Irgendwie passte er nicht zu dem losen Theatervölkchen, obwohl ich nun sicher war, dass er ein «Loser» war, nur in ganz anderem Sinne des Wortes.

Während ich einen trockenen Martini schlürfte, kam Terry zu mir herüber, und wir schwatzten über das Stück. Dann wandte er sich zu dem Jungen hin und sagte zu mir: «Kennen Sie schon . . .» Aber der fiel ihm ins Wort. «Ja, wir sind alte Freunde.» Er lächelte mir zu, und mein Herz bekam einen Stoss. Aber das in mir aufsteigende Gefühl war trügerisch; es gehörte zu einer Vergangenheit, an die man besser nicht mehr dachte. Achtunddreissig Jahre ist ein Alter, wo man nicht mehr den Versuch machen sollte, sich an Schiffe zu hängen, die einem nachts begegnen. Terry ging weiter, um mit anderen Gästen zu plaudern.

Kopfschmerzen vorschützend, verliess ich bald die Party, und ich sah noch, wie er mir durch das rauchige Zimmer verstohlen zulächelte und mit der Hand winkte. Aber irgendwie hatten seine Augen den Glanz verloren, sein Lächeln war allzu starr, als dass es natürlich wirkte. Er sah abgespannt aus.

Wie ich in die kalte Nachtluft hinaustrat und noch an den Jungen dachte, fiel ich buchstäblich auf Mike und Maria, zwei alte Freunde; die beste Art, die trüben Gedanken loszuwerden, war sicherlich, noch einen zu trinken. Und so folgte ich dankbar dem Vorschlag Mikes, mit ihnen weiterzuziehen.

Letzte Woche habe ich meinen geheimnisvollen Freund wieder getroffen. Es waren sechs Wochen seit Terrys Party verstrichen, und ich stellte fest, dass er sich in seinem Aussehen wieder geändert hatte. Ich hatte mich den ganzen Tag mies gefühlt und wollte deshalb am Abend ins Kino gehen. «Spartacus» lief, ein grossartiger langer Römerfilm nach dem Roman von Howard Fast. Gebannt sass ich auf meinem Sitz, bis jemand sich neben mich setzte und mir der Duft von «Mugent» süss in die Nase stieg. Ich drehte den Kopf und statt der Dame, die ich neben mir vermutete, sah ich zu meiner Ueberraschung i h n !

«He, Fremdling», flüsterte er und strahlte. Meine Hände begannen feucht zu werden, meine Stimme zitterte ein wenig, als ich antwortete: «Halloh, Nemo!» «Nemo?» wiederholte er fragend, «warum nennen Sie mich so?» — «Weil Sie mir Ihren richtigen Namen noch nicht gesagt haben, und ich glaube, Nemo bedeutet namenlos.» «Grossartig», flüsterte er, «ein guter Einfall! Ich werde ihn wohl in Zukunft verwerten.» Die Leute in unserer Nähe begannen zu zischen. So schwiegen wir, bis der Film zu Ende war. Dann lud ich ihn zu einem Drink in meine Wohnung ein. Zuerst zögerte er, dann sagte er: «Okay, aber wir sollten uns doch endlich bekannt machen, nicht?»

«Mein Name ist Brian O'Donnel», sagte ich und streckte ihm die Hand hin. «Ich heisse Raymond Summers.» Damit fühlte ich seine schmale Hand in meiner. Ich schluckte den Kloss, der mir in der Kehle steckte, hinunter. Dieser junge Mann hatte alle meine Grundsätze über den Haufen geworfen. Er brauchte nur zu lachen, und meine Wände brachen ein. Er rührte mich an, und meine ganze Verteidigung fiel zusammen.

«Kommen Sie, ich wohne nicht weit», sagte ich hastig, um meine Aufregung zu vertuschen, und wir liefen hinaus in den Regen. Er trug einen dunklen Anzug, und auch sein Haar war dunkel. Mir schien, er sah älter aus, doch war er, wie er mir später gestand, erst zweiundzwanzig.

Raymond wollte nichts trinken, doch fühlte er sich sofort wie zu Hause. Wenn ich heute daran zurückdenke, kommt mir das alles wie ein Traum vor, ein schöner Traum, der leicht zu einem gefährlichen Alptraum hätte werden können. Schon nach einer Woche hasste und liebte ich diesen fantastischen Jungen. Vielleicht hatte ich ihn zu schnell, zu tief in mein Herz geschlossen. Raymond liess sich masslos verwöhnen, doch fiel es ihm im Traum nicht ein, sich dafür irgendwie erkenntlich zu zeigen. Nach einer knappen Woche brach meine mühselig aufgebaute Welt um mich zusammen, alles und jedes wurde von Grund aus anders. In meinem Leben gab es keine Ordnung mehr. Raymond ging allem vor. In der ersten Zeit gab ich seinen Launen und Wünschen nur zu gerne nach. Dass er undankbar war, dafür konnte er nichts. Er war kalt wie Marmor; wie ein griechisches Standbild schmückte er die Wohnung mit seinem schönen Körper und seinen schönen Augen. Ich durfte ihn wie eine Statue bewundern, aber als Gegengabe zeigte er mir nie auch nur eine Spur von Liebe oder Zuneigung!

Wenn ich abends von meinem Unterricht aus dem College heimkam, traf ich ihn dabei, wie er in meinem Schlafzimmer herumstolzerte, splitternackt, und sich in dem hohen Spiegel des Kleiderschranks bewunderte. Er probierte seine Anzüge an, die auf dem Bett und am Boden verstreut umherlagen. Selbst

im Wohnzimmer entdeckte ich bunte Socken und Pullover von ihm. Er erklärte mir, so versuche er seine Laune auf Hochglanz zu halten.

Launenhaft war er, weiss Gott. Nie war er auch nur eine Stunde lang derselbe. Sprunghaft, unbeständig und flatterhaft, jedes dieser Worte traf sein Wesen gleich gut. Im Laufe einer Woche lernte ich viele Raymonde kennen, die alle verschieden voneinander waren. Der seriöse, dunkel und dezent gekleidete Raymond, die lose, sprühende und mit der Schleppe rauschende Dame, der Beatnik im schmutzigen Sweater und Bluejeans. Aber in all diesen angenommenen Rollen, wie ich sie genannt habe, war er doch nur eine Wachspuppe unter seinen Kleidern. Wasser floss in den Adern, wo Blut strömen sollte, Liebe war durch Gleichgültigkeit ersetzt. Er nahm die Dinge, wie sie kamen; er glaubte nur an den Augenblick, nie an die Zukunft, und das Vergangene existierte nicht mehr für ihn. Raymond genoss das Leben als reinen Sport. Seine Freunde durften mitspielen, aber sie gewannen nichts bei diesem Spiel. Er neigte auch zu Lügen und widersprach sich so oft, dass man nie sagen konnte, ob er die Wahrheit sprach oder nicht.

In dieser einen Woche kam ich mir wie ein richtiger Waschlappe vor, bar jeder Energie und Entschlusskraft. Jeden eigenen Lebenswillen hatte er bis auf den letzten Rest aus mir herausgetrieben. Meine Welt lag in Scherben, die Welt, die ich mir so lange bewahrt hatte. Ich war gesichert und behütet gewesen. Nichts hatte bisher die festen Schranken niederreißen können. Ich hatte meine Wohnung, meine Freunde, jedes Jahr zwei Monate Ferien im Ausland. Das Leben war schön gewesen. Ich hatte keine Verwirrung der Gefühle gekannt, die mich seelisch aufgeregte oder mir den Schlaf geraubt hätte. Auf keinen Menschen hatte ich Rücksicht zu nehmen brauchen. Ich war frei gewesen...

Am Freitag endlich hatte ich mich zu dem Entschluss durchgerungen, dass er gehen musste. Im Zusammensein mit ihm fühlte ich mich alt und krank! Wenn ich ihn so beobachtete und seinem Geplauder zuhörte, kam es mir nur allzusehr zum Bewusstsein, dass er all die Dinge getan hatte, die zu tun ich immer ersehnt, doch nie den Mut gefunden hatte. Er hatte mir den Menschen gezeigt, der auch ich einmal werden wollen, wenn es nur am Wunsch gelegen hätte: Natürlich und ohne Hemmungen. Ja, Raymond war der natürlichste Mensch, dem ich je begegnet bin. Er lebte, wie es ihm das Herz eingab; er pfiff auf das grausame Gerede, übersah die spöttischen Blicke, und so lebte er ohne Skrupel von einem Tag zum anderen und entdeckte für sich immer wieder etwas, das ihn fesselte und lockte. Er empfand nie Langeweile. Er liess sich einfach nicht langweilen. Angst hatte er nur vor dem Alter, weil, wie er erklärte, es im Zeichen der Langeweile stände.

Während ich diese Zeilen jetzt schreibe, ist alles so still in der Wohnung geworden. Verschwunden sind die Pullover, die Hemden und Socken, verschwunden der Duft von «Mugent». Das Badezimmer macht nicht mehr den Eindruck, als ob ein Tornado hindurchgefegt wäre...

Als ich vergangenen Abend in die Diele trat, hörte ich Musik. Ich warf den Mantel auf einen Stuhl und ging ins Schlafzimmer. Raymond tanzte gerade zu den Klängen des Radios. «Brian, Liebling», gurrte er, während er so dahinschwebte und auf Zehenspitzen zu mir hintänzelte, um mir einen Kuss zu geben. «Hast du heute schwer gearbeitet?» — «Ja, es war schon allerhand, ich denke, ich werde mich früh zu Bett legen.»

«Morgen früh verlasse ich dich», sagte er und tanzte um das Bett, «ich fahre mit Terry nach Paris!»

«Oh, das ist aber fein», erwiderte ich. Und in meiner Stimme muss echte Erleichterung geklungen haben, denn er hörte mitten im Tanze auf, drehte sich um und starrte mich an. Ein Schatten fiel auf sein schönes Gesicht. Dann ging ein Lächeln über seine Züge. «Das lässt dich kalt? Du wirst nicht eifersüchtig?»

«Nicht ein bisschen», sagte ich fast zärtlich, «wahrhaftig, Raymond, ich freue mich.» Sein Erstaunen verwandelte sich in Zorn. Er schob verdriesslich die Unterlippe vor. Ich konnte merken, dass ich ihn tief getroffen hatte. Ich sah, wie es in ihm arbeitete. Er hatte erwartet, dass ich wütend und eifersüchtig werden würde. Er hatte einen Auftritt gewünscht. Das hätte seiner Eitelkeit geschmeichelt. Er wäre sich dann zehnmal interessanter und attraktiver vorgekommen. Aber ich hatte ihm einen Strich durch die Rechnung gemacht, ich hatte ihm den Spass verdorben, ich hatte einfach nicht mitgespielt.

Er zuckte mit den Achseln und setzte seinen Tanz fort, aber ich sah, aus seinen Bewegungen war das Leben gewichen. Endlich hatte er das Gefühl einer Niederlage bekommen, vielleicht eine trübe Ahnung von seiner Zukunft. Einer hatte den Mut gehabt, gegen seine Spielregeln zu handeln. Ich ahnte, dass er in den paar Sekunden ein Stück älter geworden war.

Heute morgen ist mein Gast, äusserlich gelassen und korrekt gekleidet, abgezogen. Er winkte mir noch zum Abschied zu, als ich ihm auf der Terrasse nachschaute. Sein Gesicht war bleich und abgespannt. An Schlaf war für uns beide nicht zu denken gewesen. Ich hatte wach gelegen, an unsere früheren Begegnungen gedacht und nicht gefragt, ob und unter welchen kuriosen Umständen wir uns wohl wiedersehen würden.

Wer weiss, vielleicht werden wir uns doch nochmals begegnen, — wie Schiffe in der Nacht.

(Uebertragen mit ausdrücklicher Genehmigung aus «One», von Ernst Ohlmann)

Dir liegt nichts mehr an mir!

Nicht Himmel noch Erde,
nicht Meerflut noch Flusslauf, nicht Wiese noch Feld —
Dir liegt nichts mehr an mir!

Nicht Gärtlein noch Haus,
angebaut an mein Dasein, verlässlich —
Dir liegt nichts mehr an mir!

Kein Wort und kein Lächeln,
das (in sich schimmernd) angrenzt an mich —
Dir liegt nichts mehr an mir!

Um mich her ist's leer —
Was für ein schöner Schuttabladeplatz
nun für allen Abfall des Lebens!

HEINZ BRENNER

Aus dem Gedichtband «Auf Mauern und Zäune geschrieben».
Verlag Die Brigg, Augsburg.